



Spiegeltränen

Kurzgeschichte von Heyka Glißmann

Von Herzen Verlag

Alle Rechte bei der Autorin

August 2007

Meine Haut ist noch feucht. Ich greife mechanisch zum Handtuch und beginne mich abzutrocknen. So ganz konnte die Dusche die Hektik des Tages nicht mit fortspülen. Gesprächsfetzen gehen mir durch den Kopf, mein Magen knurrt und der Blick zur Uhr sagt mir, dass es in einer Stunde schon wieder weiter geht. Meine Gedanken schweifen ab, ich überlege, was am nächsten Tag in meinem Kalender steht, was heute liegen geblieben ist, ob ich irgendetwas vergessen habe.

Plötzlich bleibt mein Blick im Spiegel hängen. Das Handtuch fällt mir aus der Hand. Tränen schießen mir in die Augen, laufen über mein Gesicht.

„Ich bin schön“, ganz leise, zaghaft, fast tonlos formulieren meine Lippen diesen Satz. Immer wieder, ganz leise, „Ich bin schön“. Meine Augen folgen der Tränenspur über mein Gesicht und meinen Hals. Langsam, vorsichtig tasten sie sich weiter vor, wandern über meine Schultern, mein Dekolletee, über meine Brüste und meinen Bauch. Am Nabel bleibe ich hängen. Ich hebe den Blick, sehe mir in die Augen. Langsam wische ich mir die Tränen aus dem Gesicht.

„Ich bin schön“, meine Stimme wird ein wenig kräftiger, die Tränen fließen weiter. Alles ist ganz ruhig und still, fast unwirklich. Einfach friedlich. Ich atme einmal tief ein und aus und senke meinen Blick wieder. Einen Moment verweile ich am Nabel, betrachte die Form, die kleine Höhle. Meine Augen wandern weiter über meinen Bauch, meine Scham, meine

Beine. Ich drehe mich kaum merklich, betrachte meinen Po und dann meine Füße. Ich schließe meine Augen, atme ganz ruhig. Mein Kopf hebt sich langsam, ich lächle mich im Spiegel an. „Ich bin schön“, klar und deutlich kommt der Satz heraus. Mein Hunger ist verflogen.

Wir sitzen alle um den Tisch herum, in der kleinen, engen Küche meines Elternhauses, meine Eltern, meine Großmutter, mein Bruder und ich. Es ist Sonntag und wie immer hat meine Großmutter gekocht. Bohnen mit weißer Soße, Fleisch und Kartoffeln. Alle essen, reden, unterhalten sich, ich schweige; „Was sollen wir denn noch machen, damit sie endlich abnimmt“, fragt mein Vater auf einmal. Mein Bruder tritt mich unterm Tisch. Meine Mutter zuckt mit den Schultern. Meine Großmutter steht auf, holt noch Soße vom Herd und reicht sie meinem Vater. „Aber sie wird doch immer dicker“, redet mein Vater weiter. Ich starre auf meinen Teller. In mir schreit es und gleichzeitig kommt kein Ton über meine Lippen. Mein Bruder grinst und tritt mich wieder. Der Schmerz ist fast wohltuend. Ich greife nach der Schüssel mit den Kartoffeln, will mir nachnehmen. „Du bist satt“, fährt meine Mutter mich an und schiebt die Schüssel ein Stück weiter weg. Meine Großmutter schüttelt mit dem Kopf. Langsam ziehe ich meine Hand zurück, starre wieder auf meinen Teller. Mir ist übel, ich will weg, nur weg und kann mich nicht bewegen. Die Stimmen höre ich nur noch von weitem, wie durch Watte. Es ist so eng, alles so eng um mich herum.

Endlich Platz und Raum, die Enge meines Lebens löst sich auf in der Weite der wunderschönen Landschaft. Ich genieße meinen ersten Urlaubstag. Mit meiner Kladde, meinem Buch und einer Flasche Wasser liege ich irgendwo auf einer großen grünen Wiese in Nordfriesland. Ich lasse mich von der Sonne bescheinen, schaue den Wolken beim Vorbeiziehen zu und schicke meine Gedanken mit ihnen auf die Reise. In mir entstehen Worte, Bilder, Sätze. Ich schreibe sie auf und lasse sie frei.

II

Das, was gerade noch meine Augen getan haben, übernehmen jetzt meine Hände. Ich nehme die Flasche mit der Körperlotion aus dem Regal, sehe in den Spiegel und schüttele ein bisschen ungläubig den Kopf. Was passiert hier gerade? Schon hunderte Male habe ich mich nackt im Spiegel gesehen und heute ist alles anders. Es ist, als hätte ich mich noch nie gesehen, noch nie so gesehen, so schön.

Ich gebe einen Klecks Lotion in meine Handfläche, kühl und cremig fühlt sie sich an. Sanft streiche ich über meine weiche Haut. Die Lotion hinterlässt einen feuchten glänzenden Film, bevor sie einzieht. Ich verteile noch mehr davon zwischen meinen Handflächen. Langsam machen sich meine Hände auf die Reise. Erkunden, erforschen, ertasten meinen Körper. Streichen über Arme und Schultern, meine Brüste und meinen Bauch, massieren ihn leicht. Einen Finger lasse ich langsam um den Nabel kreisen. Im Spiegel sehe ich mir dabei zu. Ein warmes, wohliges Gefühl steigt in mir auf. Meine Hände liegen nun ganz ruhig auf meinem Bauch, dem so oft verfluchten und verhassten. Ich streichele darüber; ist er nicht auch Verbündeter und Schutz, irgendwie auch Kumpel, vielleicht der Beste?

Ich lächele, stelle einen Fuß auf den kleinen Hocker und creme ein Bein ein. Dann das andere vom Oberschenkel bis zu den Zehenspitzen. Ich nehme noch einmal von der Lotion, sie riecht nach Mandeln und Honig, verteile sie auf meinen Hüften, es kitzelt ein bisschen. Dann verschließe ich die Flasche und stelle sie zurück ins Regal. Als ich mich wieder im Spiegel ansehe, läuft eine Träne über mein lächelndes Gesicht.

Es ist, als wäre es das erste Mal gewesen; es war das erste Mal. Das erste Mal in dem Bewusstsein „Ich bin schön“, mit genau diesen Rundungen, genau dieser Figur.

„Es ist bei Ihrer Figur ja auch kein Wunder, dass Ihnen die Bandscheiben rausspringen“, sagt der Arzt, dem ich gegenüber sitze, mit einem arroganten Grinsen. Mein linker Fuß ist gelähmt, aber zumindest habe ich seit der Lähmung keine Schmerzen mehr, so wie in den letzten Wochen, als ich kaum noch liegen konnte und jede Bewegung eine Qual war. „Keine Ahnung, ob es durch die OP besser wird, aber operieren müssen wir. Sonst bleibt der Fuß auf jeden Fall gelähmt. Und dann müssen sie abnehmen“, fügt er noch hinzu. Ich nicke, kann ihn kaum ansehen. „Ich möchte aber nicht operiert werden“, sage ich leise, „ich habe Angst.“ „Da werden Sie nicht drum herum kommen. Gehen Sie nach nebenan und ziehen die Hose aus. Ich will noch die Muskelströme messen“, er blickt abwartend auf seinen Bildschirm.

Ich stehe vorsichtig auf, muss mich bei jedem Schritt konzentrieren, damit ich nicht über meinen herunterhängenden Fuß stolpere. Als er hereinkommt, liege ich auf der Untersuchungsfläche, fühle mich ausgeliefert und bloß.

„Na, dann werde ich mal die langen Nadeln nehmen, was“, grinst er mich an. Ich versuche zu lächeln und wende meinen Kopf ab. Ich spüre die Nadeln nicht, höre nur das Knistern und Knattern des Gerätes. Während der Untersuchung sprechen wir nicht mehr miteinander.

„So, wollen Sie das der Fuß gelähmt bleibt oder was?“, fragt er mich. Ich schlucke die Tränen runter. „Nein, natürlich nicht“, antworte ich leise. „Gut, dann melde ich Sie in der Klinik an, Sie bekommen dann Bescheid, alles Gute“, sagt er und blickt kaum auf. „Ja, danke.“

Ich verlasse die Praxis mit den Unterlagen. Draußen vor der Tür passe ich einen Moment nicht auf, stolpere über meinen Fuß und falle. OP, OP, OP hämmert es durch meinen Kopf. Ich liege am Boden, fühle mich gleichzeitig schlaff und starr, kann mich nicht bewegen und möchte doch einfach aufstehen und fortlaufen.

„Slow – Quick – Quick – Slow – Quick – Quick“, meine Tanzlehrerin gibt den Rhythmus der Rumba vor. Es ist brüllend heiß im Saal. Der große Ventilator an der Decke schafft es kaum, einen Windhauch zu erzeugen. Schweiß läuft meinen Rücken runter. Die Starre löst sich aus meinen Gliedern. Ich fühle die Musik, wiege mich im Takt.

„Slooow – Quick – Quick, denk an deine Armhaltung, den Kopf, ich will deine Hüften sehen, lass es knistern und Slow – Quick – Quick“, höre ich ihre Stimme. Ich kontrolliere mich im großen Spiegel.

„Und wehe, es hebt sich auch nur ein Ballen vom Boden, dann gibt es wieder Bierdeckel unter die Füße, mach Druck aufs Parkett“, ihre Stimme ist energisch.

Ich liebe es zu tanzen. Ich schließe die Augen und lasse mich von der Musik mitnehmen, fühle mich leicht und frei.

„Ja, sehr schön, das ist toll, du bist super“, höre ich ihre Stimme.

III

Meine halblangen nassen Haare rahmen mein Gesicht ein. Ich schaue mir in die Augen, gerade und klar. Dunkel sind meine Haare von der Feuchtigkeit. Ich betrachte mein Gesicht. Streiche eine Haarsträhne mit den Fingern hinters Ohr, betrachte meine Augen. Sie sind grün, ein bisschen

grau, und ein paar goldene Sprenkel sind in der Iris zu sehen. „Schön“, denke ich, „ich habe schöne Augen.“ Ich lasse den Blick durch mein Gesicht streifen. Meine Nase, mein Mund, ich lächele. Meine beiden oberen Schneidezähne stehen ein bisschen schief. Mit einem Zeigefinger fahre ich langsam über meine Augenbrauen. Ich drücke einen Klecks Creme aus der Tube und streichele und massiere sie langsam und sorgfältig in meine Haut ein, meine Stirn, Wangen und Kinn. Ich ertaste mein Gesicht so wie vorher meinen Körper.

Der grobzinkige Kamm teilt meine nassen Haare in Strähnen, lang sind sie geworden. All die verrückten Frisuren und Farben fallen mir ein. Inzwischen sind sie ganz natürlich und schön. Ich nehme den Fön, schalte ihn ein. Die warme Luft streichelt durch meine Haare und mein Gesicht.

Die Sommerferien sind vorbei und die erste Woche des neuen Schuljahres auch. „Er ist echt süß“, schwärme ich meiner besten Freundin von dem Neuen in unserer Klasse vor, in den sich sofort alle Mädchen verknallt haben. „Er hat so eine coole Jeansjacke, ganz dunkel mit hellen Flecken“, rede ich weiter.

Wir sitzen im Gras hinter der Reithalle und sehen unseren Pferden auf der Weide zu. „Und er spielt Klavier, toll, oder?“, frage ich sie. „Ja, toll“, antwortet sie. Vielmehr ist aus ihr nicht herauszubringen. Sie ist eine Klasse über mir und ich hab ihr den Neuen gerade vorhin auf dem Schulhof gezeigt.

„Er sieht echt gut aus“, sagt sie plötzlich mit einem komischen Unterton in der Stimme.

Ich blicke auf. Alles in mir steht auf Alarm. Nein, bitte, denke ich, tu das nicht, zerstör' mir nicht meinen Traum. Bitte, bitte nicht. Ich kneife mir mit einem Fingernagel in meine Handfläche.

„Du hast ja eigentlich auch ein ganz hübsches Gesicht“, sagt meine Freundin. Ich sacke in mich zusammen, blicke auf den Boden und hoffe, dass das, was jetzt kommt, schnell vorbeigeht. Aber es wird wehtun, lange Zeit, wahrscheinlich gerade, weil es von ihr kommt. „Du kannst doch einfach noch mal versuchen abzunehmen“, sagt sie. Schlagartig fühle ich mich fett und hässlich. „Ja, kann ich“, flüstere ich leise, „tut mir leid, dass es noch nicht geklappt hat.“ „Hey, ich find dich klasse, wegen mir brauchst du nicht abzunehmen, aber versuch es doch für ihn. Damit machst du es ihm doch leichter und vielleicht entscheidet er sich dann ja nicht für eine

Andere“, sagt sie. Eine klitzekleine, leise Stimme in mir sagt, dass sie es gut meint. Aber der Rest in mir brüllt unablässig: „Ich bin fett und hässlich und niemand hat mich gern“, immer und immer wieder. Ich sage nichts mehr, blicke zu Boden, mein Fingernagel bohrt sich in meine Handfläche.

„Ich mein‘ es doch nur gut“, sie klopft mir auf die Schulter und steht auf, um in den Stall zu gehen. „Mhh“, mehr bringe ich nicht raus. „Und deine Augen sind echt schön“, sagt sie noch. Ich bleibe sitzen. Der letzte Satz hallt noch nach. Meine Augen sind echt schön, ha, aber der Rest ist fett und hässlich. Ich beschließe, mich nie wieder zu verlieben.

Meine Augen sehen Bilder, Menschen, Dinge, Momente. Immer öfter gelingt es mir, sie mit meiner Kamera einzufangen, festzuhalten. Ich streife durch Landschaften, fotografiere Tiere, spiele mit der Sonne, mit Licht und Schatten. Manchmal versuche ich mich an Menschen. Überrede Freunde, sich fotografieren zu lassen. Hinter der Kamera fühle ich mich sicher. Dann sind nur mein Auge und ein rechter Zeigefinger wichtig und die werden ein immer besseres Team. Sehen, wahrnehmen, auslösen. Manchmal weiß ich nicht genau, warum ich gerade in diesem Moment auf den Auslöser drücke, gerade dieses Bild mache. Oft entdecke ich erst auf dem Foto, das was ich gesehen habe. Dann hat mein Bauchgefühl die Regie übernommen.

IV

Das Kleid hängt schon auf dem Bügel am Schrank. Ich bin ein bisschen verwundert darüber. Ob ich heute Morgen schon gewusst habe, dass es ein besonderer Tag wird, frage ich mich. Ich löse mich von meinem Spiegelbild und gehe zur Kommode. Die Wäscheschublade steht ein bisschen vor, ich ziehe sie auf, lasse meine Finger durch die weichen Stoffe gleiten und entscheide mich für den cremefarbenen Slip und BH. Schlicht und elegant, denke ich, als ich den glatten Stoff betrachte und meine Fingerspitzen über die Spitze streichen. Ich ziehe den Slip an, streife den BH über und schließe ihn. „Sexy“, denke ich lächelnd, als ich mich wieder im Spiegel sehe, „echt sexy.“ Ich drehe mich ein bisschen hin und her. Spiele mit meinen Fingern in meinen Haaren, mache einen Schmolmund und zwinkere mir selbst im Spiegel zu.

Ich muss lachen und schüttele den Kopf über das, was hier gerade mit mir passiert.

Meine Arme legen sich ganz fest um meinen Oberkörper, ich schließe die Augen und atme tief ein und aus. Diesen Moment möchte ich nie wieder verlieren, ich möchte ihn festhalten und ich weiß, er wird bleiben.

Ich öffne die Augen und nehme das Kleid vom Bügel, streiche über den Stoff und fühle die Struktur des Gewebes.

Meine Mutter hat einen Käsekuchen gebacken mit Kirschen. Eigentlich backt sie immer den gleichen Kuchen, sie kann nur den einen. Wir haben Besuch. Freunde von meinen Eltern, ich habe mich auf sie gefreut, sie sind echt nett.

Am Tisch reden sie und meine Eltern über alles Mögliche. Mein Bruder ist schon aufgestanden und rausgegangen. Ich höre gar nicht mehr richtig zu. Sitze nur noch da. Auf einmal treffen mich zwei Worte bis ins Mark „...schwammiges Gewebe...“

Ich stürze vom Tisch weg. Der Stuhl hinter mir fällt um, ich laufe hinaus, schließe mich auf dem Klo ein. Ich weine und schluchze, kann es nicht unterdrücken, immer wieder peitschen die Worte durch meine Gedanken. Ich schlage mir in den Bauch, kneife mich, aber es hört nicht auf. Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergangen ist; langsam wird mein Schluchzen leiser. Warum ist mir keiner nachgekommen, mir gefolgt, hat mich in den Arm genommen? Ich bin so allein, so entsetzlich allein. Wieder steigen mir Tränen in die Augen. Was soll ich jetzt tun? Es ist mir peinlich, einfach wieder zurück zu gehen. Ich schleiche die Treppe hoch in mein Zimmer und hoffe, dass mich niemand hört. Ich lege mich auf mein Bett, verstecke mich unter der Decke und weine. Ich schwimme in einem Meer von Tränen.

Ich schwimme mich frei, mit jedem Atemzug, jedem Armschlag, der durch's Wasser zieht, geht es ein Stück weiter, werde ich ein Stück freier. Das kühle Wasser umspült meinen Körper, die Landschaft um den See zieht an mir vorüber. Sonnenstrahlen spiegeln sich auf der Wasseroberfläche. Ein Bild, das sich ständig verändert. Über mir fliegt eine Möwe. Ich drehe mich auf den Rücken, bleibe einen Moment einfach auf dem Wasser liegen, lasse mich treiben und sehe hinauf in den Himmel. Ich genieße die Leichtigkeit und schwimme immer weiter raus.

V

Ich stehe in meinem roten Kleid vor dem Spiegel und sehe mich an.

Du kommst ins Zimmer, stellst dich hinter mich und nimmst mich in den Arm. Deine Hände legen sich auf meinen Bauch. Ich lehne mich an dich, genieße die Nähe, atme deinen vertrauten Geruch ein.

„Hallo meine Schöne“, sagst du und küsst meinen Hals.

*